

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 48

Artikel: Spukhaftes aus Bern-Altstadt
Autor: Volmar, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jäh vom Schaufelpferd und in ein langes Siechtum und frühes Grab (Eine Reitstunde); oder da ist die kleine Geschichte von dem seltsamen Menschenkind Cäzilia, mit deren merkwürdigem Tod beim Mondscheintanz des Lehrers Exer Sehnsucht ein jähes Ende nimmt (Cäzilia); oder wieder das ungestillt gebliebene Heimweh des Schotten James Chrington, des genialen Sprachkünstlers, Dichters, Sängers und Fechters, des Erziehers des jungen Gonzaga, Herzogs von Mantua, nach der kleinen Lady Mary Anne Burton in der nordischen Heimat (Der Fechter), usw. usw. Zahn hat ein sicheres Empfinden für Stimmungstitel schon in früheren Büchern gezeigt (Die da kommen und gehen, Was das Leben zerbricht); auch sind ihm die Resignationschlüsse durchaus geläufig. Gewiß, aber diesmal klingt ohne Zweifel ein starkes persönliches Gefühl mit, das den Schlussversen des Motto-Gedichtes besonderes Gewicht verleiht:

„Zurückgeblieben ist ein grauer Schein,
Der steht im Westen wie ein Sarkophag.
Bald — und auch er wird fortgetragen sein,
Mit ihm ein Tag, ein kurzer Menschentag.“

Der Dichter steht auf der Höhe des Lebens. Wir kennen sein starkes künstlerisches Wollen. Wir sehen ihn in diesem neuesten Buch um die strenge, reine Form ringen. Merkwürdig nahe ist er C. F. Meyer gekommen! Rein äußerlich schon: Die Novellen „Eine Reitstunde“ und „Der Fechter“ könnten in einem Meyer-Bande, neben dem „Amulett“ oder neben „Angela Borgia“, stehen. Eine Vergleichsanalyse müßte auffallende gedankliche und technische Berührungspunkte zutage fördern; ich denke an die Art, wie die Renaissancewelt erfasst ist: mit vollen Farben, viel Brotat, kühl, grausam, aber voll Empfindung, voll ungezügelter Vitalität. Man muß glauben, daß Zahn wie Meyer seinen Machiavelli, seinen Benvenuto Cellini, seinen Jakob Burckhardt studiert hat. Der Stil ist gesättigt mit Anschauung und Bedeutsamkeit, die bald symbolisch, bald vordeutend verstanden sein will. „Mit einem peitschenähnlichen kleinen Geräusch schnellte der bieglame Degen an seine Lende zurück.“ (Dieser Degen, mit Meisterschaft geführt, gefährlich für jeden, der mit ihm Bekanntschaft macht, gehört zum Wesen Chringtons.) „Die Schleppgewänder der drei wandelnden Frauen rieselten über dem hellen Kies der Wege, die durch samtweiche Rasenflächen, an blühenden Frucht- und Zierbäumen vorüber, durch rosenumsponnene Lauben und walddunkle Nadelbaumbestände führten. Aus dunklem Lorbeer schauten weiße Marmorbilder. Blaubernde Brunnen plätscherten in lauschigen Gebüsch. Weiße und blaue Fasane strichen da und dort über die Pfade und duckten sich unter dunkles Laub. Alles atmete eine weiche Süße, eine geheimnisvolle Lauschigkeit.“ Gewiß, C. F. Meyer hätte hier mehr zurückgehalten in seiner „Schale“; vielleicht hätte er die Farben geiziger hingelegt, als Zahn es tut. Doch das sind graduelle Unterschiede, nicht wesentliche. — Der Schluß der Novelle ist meisterlich. Der Prinz hat den geschächten, aber beneideten Meister erstochen und seiner ungeliebten Frau den Abschied gegeben. Eine große Leere ist in seiner Seele und seinem Leben zurückgeblieben. Als Renaissancemensch wird er nun aber sich nicht dem Trübsinn ergeben; er wird sich rücksichtslos in der neuen Lebenslage zurecht zu finden und zu behaupten suchen. Wie drückt der Dichter dies aus? „Der Gonzaga duckte sich zusammen. Er war ganz bohrender Gedanke. Und er sprach mehr zu sich selbst als zu der empörten Frau: ‚Ich bin bestimmt zu wollen. So lerne ich es früh wider alle und mich selbst.‘ — Er stemmte die Arme auf die Stuhllehne. Ein leiser Schwung des zähen, behenden Körpers. Dann verließ er ohne sich umzusehen das Gemach.“ Das ist wieder ganz mit der Kunst des Zürcher Meisters geschrieben.

Ernst Zahn bietet uns die reifen Früchte seines Könnens. Nicht hier mag die Wehmut wurzeln, die uns aus den Themata des Buches anspricht. Wir fassen das Gefühl

richtiger wohl rein menschlich auf. Der Dichter hat das fünfte Dezennium seines Lebens überschritten, vor bald drei Jahren schon. Einem jeden Menschen kommt die Stunde, da er wehmutsvoll zurückblickt auf ein langes Stück des Lebensweges — je glanzvoller an Erfolg und Genugtuung es daliegt, umso stärker das wehe Zucken im Herzen — und da er mit Resignation vorwärts blickt in das Land des sinkenden Tages. Als Tatmensch wird Ernst Zahn nicht seufzend verweilen, das wissen wir. Und darum dürfen wir schon mit Spannung seinem nächsten neuen Werke entgegensehen, das uns sicherlich keinen Abstieg, sondern einen neuen Aufstieg zur künstlerischen Vollendung zeigen wird. H. B.

So und Nei!

Wot mis Buebli öppe luege
Wie's im Chüngeli-Hüsli geit?
Ob si schlofe, ob si frässe,
Ob der Schwarz as Löri steit?
Ob me se grad us em Ställi
Söt is Weidli use lo? So!

Lauf jeh schön do näb der Glungge
Ueber d' Steinli troch und fest,
Sprügle nid a dini Hösli,
Lueg, daß d' schön Schüli heß.
Gäll du pfoslist nid dür's Wasser,
Bist jekt lieb und gsölgig chlei? Nei!

Wei mer öppe go rasiere
Götti's wüeste Wuchebart?
Wei mer Seifeschum verribe,
Luege wi der Pinsel fahrt?
Wot mis Buebli vielicht einist
Zum Zueluege ueche cho? So!

Wei mer öppe s' Buebli wäsche,
Uese liebe, chline Ma?
Chöpfli, Aermli, Beinli ribe
Bis nüd Wüest's meh hanget dra?
Mit em Lümpli, mit der Seife
Schaffe bis mer's suber hei? Nei!

Nähmst du vielicht do dä Bäge
Wo n-i i mim Täschli ha?
Giengest du i Lade-n iche
Chli go chauffe Schoggela?
Müektist de am Glöggli lütte,
Ueber s' Stägli ueche go. — So!

Gäll du wost jeh Schlösi mache,
Lue wie d' Gotti müedi si?
Gäll du hörst jeh uf mit tanze,
D' Isebahn schloft jeh au n.
Gang du i dis schöne Bettli,
Wie's di liebe Buebli hei? Nei!

Söll i a dim Bettli singe:
Räbede, Räbede, pläm pläm pläm,
Bo Solbate, vo Rantunne,
Wenn doch bald d'r Ustig chäm?
Uf der Matte ist es Schöfli
Aber s' Biße söll es lo. — So!

W. Kludiger.

Spukhaftes aus Bern-Alstadt.

Mitgeteilt von F. A. Bolmar.

Mit 12 Zeichnungen von F. Bolmar.

Die nachstehenden Gespenstergeschichten, wie sie in zwangloser Reihenfolge in den nächsten Nummern dieses Blattes veröffentlicht werden sollen, wenn man diese einzelnen Spukerscheinungen überhaupt so nennen kann, bilden nur den erläuternden Text zu den Zeichnungen des Malers

und Bildhauers Joseph Simon Bolmar (geb. 1796 in Bern, gest. 1865 ebenda), die dieser für seine Kinder zeichnete. Diese Illustrationen sind umso interessanter, als sie aus einer Zeit stammen (1861), in der man sich die Geschichten größtenteils noch erzählte. Heute vernimmt man über diesen Spuk nicht mehr viel, oder nur Undeutliches. Verschiedenes dürfte mit den Gespenstergeschichten von Hedwig Correvon verwandt sein.

Der Frienisbergermönch.

Oberhalb des Morlotläubleins, welches sich bis vor Erbauung der Nideckbrücke (1841 bis 1844) von der Junkerngasse abwärts zur Nideckkirche zog, stand das Interlakenhaus und ob diesem das ehemalige Frienisbergerhaus, welche beide Gebäude im Jahre 1841 abgebrochen wurden. Ersteres war eine Filiale des Klosters Interlaken. Die Gasse, an der das Frienisbergerhaus stand, hieß 1302 die Wendschagasse, nach dem Geschlechte Wendschag, aus welchem 44 Jahre später der tapfere Peter Wendschag am Laubedstalden für die Rettung des bernischen Banners den Tod fand.^{*)} Dieses Gebäude, welches ursprünglich aus zwei Häusern bestand, die von Peter und Ulrich von Bolligen, Vater und Sohn, der zu Bern verbürgerten Zisterzienserabtei Frienisberg vergabt wurden^{*)}, war eine Filiale des Mutterklosters, ein Absteigequartier der üppigen Mönche, wenn sie die Stadt besuchten. Nach der siegreichen Disputation Zwinglis in Bern im Jahre 1528 ging es, wie das Interlakenhaus, in den Besitz der Regierung über und wurde mit diesem gleichzeitig neu erbaut und als Schaffnerei benutzt.

In dem ehemaligen Frienisbergerhaus nun soll es bis zu seinem Abbruch nicht geheuer gewesen sein. In mitternächtlicher Stunde kam aus dem Hofe ein in seinen grauen Kittel gekleideter Mönch, aus dessen grinsendem Schädel zwei feurige Augen leuchteten. Langsam stieg er dann die Treppe hinauf, schlürfte durch die Gänge und entschwand endlich in einem großen Zimmer den Blicken der erschrockenen Hausleute.

Während ein paar Nächten versuchte er sogar einer Frau, wenn sie ins Bett ging, die Kerze auszublasen. In einen verschwommenen Nebel gehüllt, blies er einige Male vergebens nach dem Lichte und verschwand dann plötzlich. Eines Nachts nahm die Frau ihre Magd zu sich, welche die gleiche Erscheinung sah.

Ueber die Ursache^{**)} dieses schreckhaften Spukes herrschte eine geteilte Meinung. Die einen wollten in dem Mönch den letzten Prior des Klosters erkennen. Da sein sündhaft Herz mehr am Besitz irdischer Güter als an den Reichtümern der ewigen Seligkeit hing, durfte er zur Strafe nicht zur Ruhe kommen. Er sei aus Gram gestorben, weil die Berner, nicht zufrieden mit der bloßen Annahme der neuen Lehre, sich auch in den Besitz der reichen Klostergüter setzten. Nun erscheine seine ruhelose Seele noch nach dem Tode, um sich mit den neuen Besitzern um seinen Nachlaß zu streiten. Andere dagegen sagten, er habe eine schwarze blutige Tat begangen, für die er nun büßen müsse. Man wies dabei auf den unterirdischen Gang hin, der, wie man glaubte, aus der Klosterfiliale unter dem festigen Bett



Der Frienisbergermönch.

der Mure durch, in das Klosterli führte, wo die frommen Beginen hausten.

Kategorien der Weltpolitik.

Seit hundert Jahren strebt Europa nach wirtschaftlicher und politischer Vereinigung. Je ein Staat nach dem andern sucht seine Hegemonie über dem Erdteil aufzurichten. Immer stört ein Außenstehender die Entwicklung. Napoleon scheiterte an dem außenstehenden Rußland, das schließlich wieder die Mittelmächte von der westlichen Vormundschaft befreite. Im letzten Krieg schien Deutschland die Ausschaltung Rußlands gelungen zu sein. Da trat Amerika auf den Plan und verschob wieder die Entwicklung, diesmal jedoch mit dem Resultat, daß eine „Liga der Nationen“ Europa zusammenfaßt, freilich wieder unter einer doppelten Vorherrschaft, derjenigen von Paris und London.

Die Londonerregierung ist als Weltmacht mit tausend kolonialen Interessen außerhalb Europas engagiert, die seine Behandlung des Kontinents beeinflussen. Frankreich dagegen hat als Kolonien leider bloß Anhängsel, deren Entwicklung nicht entfernt in dem Maße fortgeschritten ist wie die der englischen, die deshalb auch nicht in gleicher Weise auf die Kontinentalpolitik Frankreichs zurückwirken. Unter dieser Doppelpolitik der beiden Führer nun leidet die Eintracht Europas, leidet aber auch die Kolonialherrschaft Europas, leiden auch die Beziehungen zu den andern Systemen der Erdkugel, die der „Liga der Nationen“ als besondere Gruppen gegenüberstehen.

Trotzdem der Gedanke des Völkerbundes von Washington herkam, gewann er praktische Bedeutung zunächst nur für das blutig zerrissene europäische System. Ja, man könnte sagen: Er war europäischen Ursprunges, sollte auch in seinen Anfängen nichts als Europa vereinigen, und wenn ein amerikanischer, in europäischer Wissenschaft großgewordener Gelehrter auf dem Präsidententhron Europa seinen eigenen Gedanken herüberbrachte, so scheint das nur ein Zufall zu sein. Zufall? Der Außenstehende sieht gar oft besser die Notwendigkeiten eines andern, und Amerika hat sich gewöhnt, in Europa so eine Einheit zu sehen, wie wir in Amerika. Daß dabei der Präsident sich irrte und die Union samt allen Erdteilen in das System einbeziehen wollte, ist mittlerweile von der Entwicklung korrigiert worden: Hardings Präsidentschaft stellt sich außerhalb des Systems. Damit hat sich die Liga als das eigentliche europäische System entpuppt. Die Aufnahme Deutschlands wird unausbleiblich sein. Denn wirtschaftlich gehört es dazu, viel mehr als irgendeine

^{*)} Durheim, Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Bern und ihrer Umgebung. Bern, 1859.

^{**)} Georg Tann (Prof. Paul Bolmar), Traurige Zeiten. Historischer Roman. Bern, 1865.